

Eines Franken Rheinfahrt

Reisestücke von Max Brech - Aschaffenburg

Auch der Gegner von gemeinsamen Sonderfahrten, von Massenbetrieb und Herdengeist wird in seinen tiefgewurzelten Grundsätzen wankend, wenn er von einer Sondersfahrt an den Rhein hört. Gewiß, man ist gewarnt durch eigene und fremde Erfahrung, man weiß, wie verheerend sentimentale Massenausbrüche romantischer Gefühle wirken, man kennt den jämmerlichen moralischen Katzenjammer, der einen bei programmäßiger Fröhlichkeit des großen Haufens befällt. Aber der Rhein lockt trotz allem. Es ist wie Sirenengesang, der von dem ewig-trunkenen Weinland von dort drunter zu uns herüberweht, so oft wir den Namen dieses wunderbaren Stromes nennen hören. Da ist es schließlich mit allen Bedenken vorbei, und man fährt mit dem Sonderzug am Sonntag an den Rhein.

Wenn man in die Nähe des alten Mainz kommt, spürt man schon die enge Erdverbundenheit mit diesem begnadeten Weinland, mit der geheimnisvollen Schollenkraft dieser sonnigen Berghänge. An den Ufern aber liegen, tief in das grüne Gewoge der Nebstöde versunken: Eltville, Endrich, Hällgarten. Nur die grazilen Kirchtürme stoßen in das heitere Blau des rheinischen Sommertags. Die Fahrt geht an Dörfern, Städtchen, vornehmen Landsitzen und reisenden Obstgärten vorbei. Manchmal blitzt die weiße Silberfläche eines Stückchens Rheins, der drunter in der Ebene seine uralte Straße zieht, wie eine auf grünen Samt eingelegte Spiegelscheibe durch das Blättergewirr eines kühlen Parks oder zwischen den Giebeln eines Rheindorfes heraus. Plötzlich gibt die hügelige Uferlandschaft den mächtigen Strom unseren sehnfütigen Blicken frei, und in weitem Bogen strömt er voll und breit dem Bahndamm zu. Wir wissen, nun sind wir in dem berühmten Rüdesheim, tiefunterst in des Deutschen Reiches edlem Weinkeller. Was soll man zur Ehre dieser gebenedeiten Wallfahrtsorte aller Bacchanten und weinfroher Zecher sagen? Was soll man über Rüdesheim, Bingen, Alzmannshausen, Lorch oder Bacharach schreiben? Was soll man von den Bergen erzählen, die von Rüdesheim abwärts in greifbare Nähe an den Strom heranrücken, von den Bergkanten, die fast senkrecht aus steiler Höhe jäh in die grünen Wellen hinabstürzen, über den kühnen Schwung waldiger Höhenzüge, über die Felsennester auf zackigen Klippen oder über die wogenumbrandeten weltentrußten Inseln mitten im Strom? Diese Rheintromantik ist ja in guten und schlechten Versen, mehr noch in schlechten als in guten, schon so oft besungen worden, daß man geradezu das literarische Bedürfnis hat, zu dem Überschwang der Reime auf „Rhein und Wein“ in Opposition zu treten.

Besonders uns Franken gelüstet's nach einem Vergleich unserer Lande um den Main mit dem rheinischen Weinland. Freilich, eine Fahrt von Rüdesheim bis Koblenz bringt eine unvergleichliche Fülle unverlierbarer Eindrücke, eine Überfülle sogar, von der wir bisweilen bedrückt werden. Die stoffliche Fülle des Erstauten, im Verein mit dem Reichtum einer verschwenderischen Natur beschwert uns. Kaum, daß sich unsere Phantasie in die Geschichte einer zerfallenen Burg zurückgefunden hat, und Rittersaal, Bergfried, Söller und Kemenate mit längst verschollenen Gestalten belebt, da winkt auf dem anderen Ufer schon wieder ein Wahrzeichen deutscher Ge-

Schichte; ein reizendes, altes Weinnest nicht mit freundlichem Gruß herüber oder die ragenden Berge haben sich plötzlich um uns gewaltig emporgerichtet, so daß wir hinter uns und vor dem Kiel des Schiffes von walddunklen Wänden eingeschlossen sind.

So wechseln die Bilder bei der Rheinfahrt im Fluge, und wir haben wenig Zeit zur Beschaulichkeit, zu behaglichem Verweilen, wie etwa bei einer einsamen Flößfahrt durch das trümmende Frankenland, von Marktbreit bis Wertheim oder Miltenberg. Es ist eine eindringliche, laute Romantik, die uns am Rhein umgibt, eine Romantik, die wir nicht wie in dem bescheidenen, in sich gelehrt Maingelände suchen müssen, sondern die uns am Rhein überall begegnet. Dort ist die Landschaft bewegt, die Gebilde der Natur voll schöpferischer Laune, aufgelegt zur Mannigfaltigkeit und Verschwendung; bei uns sind die Linien der Weinberge bescheiden geschwungen, nicht ausladend, sondern züchtig gerafft wie der feusche Faltenwurf eines Madonnenmantels. Die rheinische Landschaft ist voll vernehmbarem Klang und ewig feistlich, über Franken aber liegt eine ewige Feierlichkeit, nur erfüllt von dem unwirklichen Singen weicher Aolshäsern und fernem Sonntagsläuten. Es ist wie mit dem Wein und mit den Frauen. Der Rheinwein hat die übersprudelnde Kraftfülle der rheinischen Landschaft, er macht leichtfröhlich und lebhaft wie sie, und beschwingt und begeistert rasch wie sie. Unser Frankenwein aber hat das Bedächtige, wie die welligen Hügel unserer Heimat und wie unser guter alter Main. Aber er ist voll edler Herbheit und gebändigter Kraft. Und die Frauen? Den rheinischen begreift man überall, wie der lauten Romantik des Rheinlandes, die fränkischen Frauen aber, die echten und rechten nämlich, muß man suchen.

Die Frage lautet nun: Welche Frau, welchen Wein und welche Landschaft soll man wählen? Soll man sich für Franken oder für den Rhein entscheiden? Es kommt auf den Geschmack an. Freilich, bei der Frauenwahl reizt gewöhnlich mehr das Temperament als das Gefühl, und der Rheinwein hat bei der Mehrheit den Vorzug, weil er süffiger ist. Bei der Begeisterung für eine Landschaft vollends obsiegt bei der Masse immer die Romantik, die schwelgerische Lippigkeit der Natur. Von Bingen bis Ehrenbreitstein offenbart sich diese Romantik so eindringlich, daß sie auch die verstaubteste Krämerseele von der Poesie unseres Daseins überzeugt und den modernen Shimmyjüngling beim Anblick des Loreleyfelsens zum Weltschmerzdichter wandelt. Wir haben die Katastrophe erlebt, wie die vielhundertköpfige Schar eines stattlichen Passagierdampfers beim Loreleyfelsen — es war zufällig nicht der richtige, sondern sah nur so aus — sich in seliger Rührung in die Arme sank und zu singen begann: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“. Alles sang, der biedere Käsehändler en gros aus Bayern, der Geschäftsreisende auf Urlaub, der Kommis mit den fabelhaft schönen Strümpfen und sogar das kleine mondäne Tippfräulein. Nur die Schiffskellner mit ihren geradezu impertinent sachlichen Gesichtern sangen nicht mit. Sie lächelten nur müde und klassierten dabei die Zechen ein. Sie wissen, daß die Passagiere am Loreleyfelsen regelmäßig „traurig“ werden und nicht wissen, „was es bedeuten soll“. Sie haben das unvermeidliche Lied an gleicher Stelle mit verblüffender Regelmäßigkeit anstimmen hören und sie lächeln nur noch und klassieren, bar jeder tieferen Empfindung, auch am Loreleyfelsen ihre

Gelder ein. Sie kennen genau das musikalische Programm von Bingen bis Koblenz: „O du wunderschöner deutscher Rhein“ oder „Ein rheinisches Mädchen“, — „Strömt herbei, ihr Völkerscharen“ oder „Warum ist es am Rhein so schön“, dann wiederum „O du wunderschöner...“ und zur Abwechslung „Warum ist es am Rhein so schön?“ und schließlich die Loreley.

Und die Herren „Ober“ lächeln und kassieren verbindlich ihre Trinkgelder und mit ihnen lächelt auch der heilige Heinrich Heine, der aus dem Elysium der wackeren Sängerschar in die plötzlich romantisch gewordenen harmlosen Alltagsseelchen schaut und genau weiß, daß zwei Drittel davon das Lied von der Loreley singen, ohne seinen Dichter zu kennen. Immerhin: Vergessen den Dichter und singt sein Lied!

Das gemeinschaftliche Singen gehört nun einmal am Rhein zur programmäßigen Fröhlichkeit des Tages. Alle Gefühlsregungen sind bei solchen Sonderfahrten eine gemeinsame Angelegenheit und die poetischen Stimmungen werden gewissermaßen im Massenkonsum bezogen. Die Natur ist es, die hier alle, Poetische und Menschen der Prosa mit dichterischem Schwung ausstattet, die überreiche Poesie des Rheinlandes ist es, die auch für den Käsehändler und den Schimmyjüngling dichtet und ihnen ganz von selbst die ebenso originellen wie tieffinnigen Reime von „Rhein und Wein“ in die auf Ansichtskarten sonder Zahl gezüchteten Bleistifte fließen läßt.

Manche Menschen können die satte Romantik solcher Gegenden schwer ertragen, aber die Mehrzahl braucht sie, um die Natur einigermaßen zu begreifen. Darum fahren die Sonderzüge an den Rhein und nicht nach dem stillen Franken, das nicht mit seiner Romantik buhlerisch lockt, sondern dessen Poesie erfühlt und gefunden werden will.

Wir fuhren von Rüdesheim nach Alzmannshausen und von dort nach dem weinberühmten Bacharach. Auf den Schiffen dröhnten Bombardon und Paukenschlag zu den heimischen Liedern, in den Strandcafes saß die Lebewelt mit ihren mondänen Frauen. Die „rheinische“ Fröhlichkeit der Zugereisten nahm groteske Formen an. Man schwitzte, trank, schwitzte und sang mit aufgeblasenen Bäden das rheinische Mädchen. Und darüber vergaß manch Einer einen Blick auf die gepriesene Landschaft in der Runde zu tun und auf die unterirdische Musik, die stets aus des Rheines Tiefen ertönt, zu hören, auf die wiegenden Melodien der Rheintöchter, wie sie Richard Wagner gehört hat. Pauken und Bombardon übertönen den heimlichen Sang der Wellen, und das gemeinsam hinausgeschmetterte Lied „Vom wunderschönen deutschen Rhein“ triumphierte. Als es aber dunkelte, da gellte aus den Wässern doch bisweilen sieghaft das infernalische Gelächter der Rheintöchter über die neue Romantik des Rheinlandes, wie sie an Sonntagen von Leuten aus Berlin, vom Käsehändler ein gros aus Bayern und von modernen Lebemünglingen gemacht wird.

Ja, der Rhein ist einzig schön, seine Ufer von Rüdesheim bis Koblenz sind von einem seltsamen poetischen Zauber überhaucht, aber man kann diese Poesie ganz gewiß nicht bei gemeinsamen Fahrten auf den großen Familien-Schiffen erleben, man kann die rheinische Fröhlichkeit nicht auf Kommando bei Massenausflügen verspüren. Man muß an einem tiefblauen Sommertag, oder noch besser an einem stillen weichen Tag im Frühherbst die Wallfahrt nach diesem gelobten Lande unternehmen und mit dem Rheinländer selbst fröhlich sein. Dann wird man freudetrunken von dem Würzgeruch der

Trauben, der das ganze Land durchströmt, dann hört man das Glockengeläute der St. Rochuskapelle landauf, landab unaufhörlich wie lustiges Summen und Klingen. Man muß allein oder zu zweien durch die lieblichen Weinreihen am Rhein wandern und Einkehr halten, wo ein grüner Kranz an rohem Holzstechen aus einem alten Hausflur herauslugt als das Hoheitszeichen des weinbefranzten Gottes. Man muß die alten Tore und Türen betrachten und sich in die Ruinen einnisten, um die echte Romantik des Rheinlandes zu genießen. Dann ist eine Rheinfahrt vielleicht so poesievoll und schön, wie eine Fahrt durchs Frankenland.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung von Peter Schneider

(Fortsetzung)

Das Kloster der Söhne des heiligen Franziskus zu Villach sah von innen und außen wie andere Klöster dieses Ordens aus, Anselms Zelle war wie andere Zellen, die Väter und Brüder waren Menschen und Ordensleute wie anderswo, die Kirche war ähnlich wie die zu Bamberg, nur etwas weniger reich geschmückt: dies alles sah und fühlte Anselm innerhalb weniger Tage, und so war er sehr bald eingewöhnt. Die Klosterzucht war gut, daran konnte man nicht zweifeln; nichts Hässliches trat dem Neuling entgegen, und dies war gut bei der Schärfe seines prüfenden Blicks. Da er gewillt war, sich mit voller Hingabe seinem Sonderberuf zu widmen, begnügte er sich mit einem raschen Überblick über die Räume des Klosters. Der junge Bruder mit den Kinderaugen — er hieß Lambert — zeigte ihm alles und bemerkte wohl, wie der vorwärts drängende Anselm nirgends zu lange verweilen wollte. Nur an einer Stelle blieb er sinnend einige Augenblicke stehen. Der eine Flügel des Klosterbaues setzte sich nach Osten in einem niedrigen, nur einstöckigen Anbau fort, fast wie sonst aus einem Kirchenlangschiff ein eingezogener, niedrigerer Chor vorspringt. Bruder Lambert meinte denn auch, das sei wohl ehemals eine Kapelle gewesen. Jetzt diente der spärlich beleuchtete Raum als Aufbewahrungsort für kirchliche Geräte. Die östliche Abschlußwand war gerade, ihre durch kein Fenster unterbrochene Innenseite völlig kahl. Seltsam, daß dem Bruder Anselm diese kahle Wand mißfiel, an der kein Bild hing, kein Nagel eingeschlagen war. Warum wohl? Ach was, Zufall! Noch nie hatte er Anstoß genommen an einer kahlen, unbenußten Wandfläche, und er mußte ein wenig über sich selbst und über das leise Unbehagen, das ihn befallen hatte, lächeln, indes sie beide sich zum Verlassen des Raumes anschickten. Im übrigen hatte er über seiner Küchentätigkeit, die ihn bald ganz in Anspruch nahm, die kahle Wand und sein Missbehagen rasch vergessen.

In keinem Hause ist der Koch eine Nebensächlichkeit, vielmehr hängt das Wohl und Wehe der Insassen recht eigentlich von ihm ab. Das gilt und galt auch für ein Bettelordenskloster, namentlich zu einer Zeit, wo die alten Fastengebote noch mit voller Strenge bestanden und den Koch zwangen, sozusagen ein Künstler in seinem Fach zu sein. Es war daher keine Kleinigkeit und lieferte den Brüdern reichen Gesprächsstoff, wie der neue Koch aus Bamberg sich in die Villacher Bedingungen und Ansprüche einlebte, wie er in manchem umlernte, wie aber auch die Einheimischen mehr oder minder freiwillig und gern ihm entgegenkamen, bis man sich auf einen guten Mittel-